

orden, den Eisernen Halbmond, an; ich trage ihn noch heute gern zum Andenken an den merkwürdigen und bedeutenden Mann, der so elend endete. Nach Kriegsende mußte er fliehen, lebte lange unerkannt in Berlin, dann im Hotel Silbretta in Klosters, wo ich seinen schwächlichen und kränklichen Sohn noch kennen lernte, und verfiel endlich dem Schicksal, von einem rachsüchtigen Armenier ermordet zu werden.

## Aus meinen Briefen

Damaskus, 1. Juli 1917

Wir sind glücklich bis Damaskus gekommen. In Samar machten wir einen Spaziergang zum Jordan an einer jüdischen Kolonie vorbei, wollten im See baden, da piff aber der Zug und wir eilten zum Bahnhof. Doch war's ein Zug in anderer Richtung, wir genossen noch unser Bad, und nach den üblichen Verhandlungen und Zigaretten wurden wir neben viel Tomatenkisten in einem Gepäckwagen untergebracht. Nach einer Stunde hieß es, die Maschine sei zu schwach, der Wagen müsse zurückbleiben: also umquartieren! Zum Glück wurde ein englisches Beuteauto mitgefahren, das der Wali von Damaskus bekommen sollte; in dem nahmen wir Platz. Den Nachmittag verbrachten wir damit, eine Kurve bergauf zu nehmen; immer von neuem nahm die Maschine einen Anlauf, endlich nach vier Stunden sah der Lokomotivführer ein, es geht nicht; also wieder zurück, einige Wagen abgekoppelt, und nun, mit viel Fauchen und Puffen wurde die Kurve genommen. Langsam, bei großer Hitze, sind wir mittags bis Damaskus gekommen: 50 Kilometer, etwa von Berlin bis Brandenburg, in 24 Stunden. Das Farnuktal, durch das die Bahn fährt, ist landschaftlich wunderschön, ein tief eingerissenes Tal, unten weiße Felsen, oben schwarze Lava, das Flüsschen begleitet von blühendem Oleander. An einigen Stellen erweitert sich das Tal, hier entspringen unter stattlichen Palmengruppen

heiße Quellen. Ich muß bei all der landschaftlichen Schönheit an dich denken und wie du dich darüber freuen würdest; das Reisen selbst in diesem Lande wäre wohl weniger nach deinem Geschmack; viel Geduld, Gleichgültigkeit gegen Hitze, Kälte und Staub, möglichst wenig Gepäck, das sind die ersten Erfordernisse. Wasser ist Delikatesse, auch wenn es aus dem Brunnen für die Lokomotive kommt. In 24 Stunden war unsere Nahrung ein Stückchen Araberbrot und zwei rohe Gurken. Merkwürdig ist, wie wenig man zu trinken braucht, trotz Hitze und Staub, oft langen den ganzen Tag ein bis zwei Glas Wasser. Früchte gibt es fast überall, die Drangen gehen zu Ende, aber die Aprikosen sind reif, klein, süß, nur mit Vorsicht zu genießen, weil die Kerle immer mit ihren Fingern darin herumfahren. Gurken und Tomaten rechnen zu den Früchten; kleine, noch ganz unreife Äpfel und Pflaumen werden feilgeboten, sind aber selbst für uns Liebhaber halbreifen Obstes noch ungenießbar. Die Türken sind fürs Unreife, in der Liebe wie im Essen.

Rajak, 4. Juli 1917

Der Tag in Damaskus war sehr nett; der türkische Armeearzt Mahmud Bey, ein kluger und interessierter Mann, sein Adjutant, ein blutjunger Doktor, frug sofort nach dem Hisschen Bündel. In den Lazaretten war nichts los. So bin ich einen Morgen mit dem Dolmetscher durch Stadt und Bazar gebummelt und nachmittags abgefahren. Ich habe einige Kleinigkeiten gekauft, doch sind die Preise lächerlich hoch, ganz außer allen Verhältnissen zum Wert. Das geht durchs ganze Land. Das Mißverhältnis zwischen Papier und Münze macht sich überall bemerklich, am meisten für die Beamten und Soldaten, die mit Papier gelöhnt werden. In all dieser Not hat Djemal eine Prunkstraße anlegen lassen, d. h. ein Quartier niedergehauen und mitten durch Schutt und Wust zieht sich eine blendende schnurgerade Straße mit ein paar kümmerlichen Palmen und Eucalyptus; es fehlt nur das Schillerdenkmal, und die moderne Stadtverschönerung ist fertig. Die europäische Kultur bekommt dem Orient nicht; er hätte mancherlei zu lernen, aber man baut das Haus vom Dach aus.

Eine arabische Konditorei stellte die appetitlichsten Kuchen aus; ich trat ein, wurde fast zurückgeschlagen von Hammeldunst, nach einigen Minuten war ich daran gewöhnt, und nun schmeckten die Kuchen, Blätterteig mit Honig und Pistazien ganz herrlich.

Von Rajaf führt eine Bahn über den Libanon nach dem uralten Handelshafen Beirut. Das war nun wieder eine neue Welt. Schon die erste Station Muallaha, ein sauberes Städtchen mit weißen, ziegelgedeckten Häusern, schönen Gärten, einem Gewimmel von Herren und Damen in europäischer Kleidung, wenn auch mit Tarbusch. Mit Fahrrad gings aufwärts bis zur Passhöhe. Da öffnete sich der Blick auf die ganze Libanonkette und das Mittelmeer. Ein Städtchen folgte dem anderen mit sauberen Bahnhöfen, freundlichen Landhäusern und endlich sogar großen modernen Hotels, in denen die reichen Kaufleute aus Beirut und Alexandria den Sommer zu verbringen, sich zu vergnügen und mächtig zu spielen liebten. Das Gebirge mit seinen Terrassen, Städten und Obstgärten erinnerte stark an Toskana. Langsam in Spitzkehren gewann die Bahn die Küste. Zunächst blieb der Zug am oberen Bahnhof von Beirut stehen. Ein französisches Kriegsschiff liege im Hafen, man könne nicht bis zum Hafensbahnhof fahren. Also heraus mit dem Gepäck. Da kam Gegenbefehl. Das Kriegsschiff erwies sich als Fischdampfer, der jeden Tag den Hafen auf versteckte U-Boote durchmusterte. Er hatte sich wieder entfernt. Vor einigen Wochen hatte er ein altes gestrandetes türkisches Kanonenboot für ein U-Boot gehalten, kräftig beschossen, ein paar Löcher in die Orientbank getrieben, sonst aber keinen Schaden angerichtet. Also wieder eingeladen, zum Hafensbahnhof. Hier unglaubliches Gewimmel farbiger Lastträger, aber der Besitzer des Hotels, Herr Gatzmann, war zugegen und brachte uns glücklich in Sicherheit.

In diesem gesegneten Landstrich herrschte der blanke Hunger. Schon unterwegs hatten sich abgemergelte Kinder an die Bahn gedrängt und sich um jede weggeworfene Gurken- und Apfelsinenschale gerauft. In der Stadt war es noch schlimmer. Jeden Abend lagen in den Straßen Duzende Verhungerner, zu schwach,

um auch nur den Kopf zu heben und zu betteln. Das fruchtbare und gepflegte Land bringt Obst hervor und Seide, aber weder Fleisch noch Getreide; das kam früher zur See und blieb nun aus. Spekulation und Kettenhandel trieben die geringen Vorräte in die Höhe, und so war der furchtbarste Hunger unvermeidlich. Vermögliche Europäer hatten anfangs versucht, der Not zu steuern, fanden es aber unmöglich, die Hunderttausende zu ernähren; man konnte nur ihre Qual um einige Tage verlängern.

Beirut stand, wie ganz Syrien, stark unter französischem Einfluß. Französische Jesuiten unterhielten eine Medizinschule mit prachtvollem botanischen Garten. Jetzt hatten die Türken die Schule übernommen. Ein amerikanisches College unterhielt Rechts-, Handels-, Medizin- und Theologie-Fakultäten; der Präsident, Dr. Bliß, ein feiner Gelehrtenkopf, empfing mich freundlich. „Ich und meine Frau haben vor Gott geschworen, wir wollen die persönlichen Beziehungen auch im Kriege nicht zerfallen lassen.“ Er gab mir warme Grüße an Harnack mit, den er sehr verehrte. Ein deutsches Johanniter-Spital, Ballei Brandenburg, wurde von einem englischen und einem amerikanischen Arzt versorgt, übrigens ein altes Gerümpel, behütet von einer äußerst energischen deutschen Oberin. Im deutschen Hospital unterrichtete die türkische Medizinschule.

Die Rückreise mutete bereits heimlich an mit Reglement und Schikanen: sie wollten den braven Zoesten aus der 1. Klasse werfen. Eigentlich gehörte er mit seinem Schein 3. Klasse auch nicht hinein. Aber seit dem Balkan-Zug hatte niemand daran Anstoß genommen, und mir lag daran, ihn im selben Wagen zu haben, da man auf türkischen Bahnen nie weiß, was aus dem Nachbarwagen wird. In Rajak freute ich mich, wie das deutsche Soldatenheim in den wenigen Wochen sich verbessert hatte. Jetzt hatten die Betten Müdenschleier, die bereits sehr nötig waren. Zum Mittag bei etwa 40° gab es weiße Bohnen und Salzkartoffeln, die man mit ungeheurer Mühe aus dem Libanon besorgt hatte. Ich fragte die Schwester, ob denn das das richtige Essen sei für diese Jahreszeit. Da meinte sie im schönsten Schwäbisch: „Mer wolle's halt de Leut so gemütlich mache wie deheim.“

Auf dem Rückweg nahm ich Aufenthalt in Baalbek. Gute Aufnahme im Hotel Zapf, freilich Wanzen von so seltener Größe, daß ich eine für die Kliniksammlung mitnahm. Hier lag ein türkisches Rekrutendepot unter Leitung eines badischen Oberstleutnants Würth von Würthenau, der wie ein Vater für seine Leute sorgte und von ihnen als solcher verehrt wurde. Sie hatten allen Grund. Die Aushebung war von Jahr zu Jahr schwieriger geworden, Anatolien, das Land des guten türkischen Soldaten, erschöpft, Araber und Beduinen wenig kriegslustig oder gar türkenfeindlich. Gepreßt wurde, wer sich nicht loskaufen konnte. Zu zwei und zwei zusammengeschlossen an langer Kette wurden sie eingeliefert. Soviel Gerechtigkeit und Wohlwollen, wie ihnen Würth erwies, waren sie nicht gewohnt. Auch die Eingeborenen kamen mit ihren Anliegen und Rechtshändeln zu ihm. Anfangs waren sie durch Räubereien lästig gefallen, Würth mußte eine Strafexpedition unternehmen und behielt als Pfand, gleichsam als Geißel, den höchsten Schatz des Stammes: eine Stute reinsten Geblüts. Er ritt sie selbst, und wenn er in die Gegend kam, strömte alles zusammen, alt und jung, streichelte und liebte die Stute, hing doch Reichtum und Ruhm eines ganzen Stammes am Besitz eines hochedlen Muttertieres.

Baalbek verdankt seine Fruchtbarkeit einer gewaltigen Quelle, die zu einem schönen Teich gefaßt ist. Sie speist ein Gartenland von einigen Stunden Länge und Breite. Hier auf uralter Kultstätte des Baal hatten die Römer zur Kaiserzeit ungeheure Tempelbauten errichtet und die Stadt Heliopolis genannt. Die Bauten wurden durch Erdbeben zerstört, später von Arabern und Kreuzfahrern als Festung und Kirche benutzt, jederzeit aber als Steinbruch verwendet; doch stehen noch gewaltige Ruinen. Von weitem sieht man sechs Säulen mit ihrem Gebälk hoch über alle Bäume emporragen; sie gehörten zum großen Tempel. Daneben steht, besser erhalten, ein kleiner Bachustempel, immer noch ein Riesenbau. Quadern von erstaunlicher Größe sind eingebaut. Sie zu bewegen würde selbst unserem Maschinenzeitalter eine tüchtige Aufgabe sein. Die Alten haben das von Hand bewältigt. Außerhalb

der Stadt sind noch die Steinbrüche erhalten, dabei eine von fünf Seiten bearbeitete Riesenquader, die noch dem Felsen anhängt. Die Schönheit des Baues wird erhöht durch die goldene Färbung, die der Kalkstein im Lauf der Jahrhunderte angenommen hat und die so schön gegen das Grün der Dase absticht. Bei Sonnenuntergang ist die Farbenpracht unbeschreiblich.

Ein Gepäckwagen mit leeren Benzinfässern nahm mich auf, und am 9. Juni war ich in Aleppo, das mir bereits ganz heimisch vorkam. Suleiman Ruman, bei dem ich mich abmelden sollte, wurde am 12. erwartet, also mußte ich noch einige Tage verweilen. Knappheit und Teuerung hatten inzwischen weiter zugenommen, z. B. fehlte es im Lande des Tabaks an diesem im Orient unentbehrlichen Genußmittel. Sehr selten war der Kaffee, und doch gehörte zu jedem Besuch, jeder Meldung ein Schälchen des schwarzen Trankes. Oberleutnant Wagner, der für den Stab des Silberim in Aleppo Quartier machen und 39 vornehme Familien darauf vorbereiten mußte, daß sie einen höheren Offizier zu Gaste bekämen, kam abends erschöpft zu seiner Freundin Frau Hilfiker, die ihn bedauerte und sagte: „Sie sind ja ganz kaputt, soll ich Ihnen vielleicht eine Tasse Kaffee machen?“ Er hatte aber im Laufe des Tages 39 Täßchen Kaffee trinken und ebensoviel Zigaretten rauchen müssen. Nach diesem Geständnis kochte sie ihm eine tüchtige Suppe, die ihn wieder in Stand setzte.

Hier bekam ich die traurige Nachricht, daß mein Assistent, Dr. Willi Lange, der Sohn eines türkischen Musikmeisters, an Fleckfieber gestorben sei. In Konstantinopel aufgewachsen, sprach er fließend türkisch und war ein kenntnis- und gedankenreicher Arzt von großer Pflichttreue. Mehrfach hatte ich sowohl im Kriegsministerium wie im Großen Hauptquartier auf ihn aufmerksam gemacht, aber man hatte für den sprachkundigen Mann keine bessere Verwendung als eine untergeordnete Stellung in Brandenburg. Endlich sandte man ihn nach Rumänien in ein Fleckfieber-Lazarett. Unbekannt mit den Verhältnissen, machtlos gegenüber der Unzulänglichkeit der Mittel, glaubte er, selbst Hand anlegen zu müssen, trug Kranke herum, infizierte sich und starb.

16. Juni 1917

In Aleppo war noch großer Zauber: Enver Pascha kam, mit ihm Suleiman Numan, den ich gern sehen wollte; sie kamen spät, es gab ein 12 stöckiges Essen, dann stürmte alles auseinander. Immerhin konnte ich 5 Minuten mit Suleiman Numan sprechen und ihm für alle Hilfe danken. Herzlich war der Abschied von Frau Koch und Köhlers; Frau Köhler, der ich von der Not zuhause erzählte, will Päckchen senden. Gestern kaufte sie 100 Eier, quirkte sie und legte sie in Tellern in die Sonne; abends waren sie eine harte Kruste, die bequem in eine Kakaobüchse geht. Die bringe ich mit.

Am 15. Juni begann die Heimfahrt. Reisekameraden waren Murad Effendi, mit einem Transport Verwundeter, die in Konstantinopel neue Arme und Beine bekommen sollten, und Dr. Schacht, den ich in Kalat-Schergat besucht hatte. Wir hatten alle vorsorglich einigen Proviant mitgenommen, nur Schacht erschien ohne Gepäck. „Ich bin noch nie verhungert!“ Richtig versorgten ihn mitleidige Schwestern aus wohlgefüllten Kovern. Aleppo und Bosanti regierten nicht weniger als acht Bahnverwaltungen, die so schön zusammenarbeiteten, daß der Zug, den man erreichen wollte, eben weggefahren war, teils mit, teils ohne Grund. Die Tunnelbaustrecken ließen nach 10 Uhr keine Züge mehr durch, damit sie arbeiten konnten, und als wir glücklich durch waren, fehlte das Gepäck, so daß ich in Gelebek einen Tag warten mußte. So konnte ich hier die trefflichen Einrichtungen für Wohnung, Verpflegung und Behandlung der Arbeiter unter Leitung des Ingenieurs kennen lernen. Dann gings weiter und mit vielen Stockungen erreichten wir am 21. Juni Konstantinopel. Vier Tage hatten wir auf harter Holzbank gelebt, geschlafen und gefocht. Selbst die anfangs so gesprächigen Schwestern waren recht stumm geworden. Wer in dieser glühenden Hitze Anatolien durchfährt, macht sich schwer einen Begriff von der furchtbaren Winterkälte, die da herrschen kann. Im Februar 1917 mußte ein Zug Soldaten auf freier Strecke bei  $-32^{\circ}$  tagelang halten, die meisten sind erfroren.

In Konstantinopel nahm mich der Corcovado wieder freundlich auf. Nun hatte ich noch eine Aufgabe: einen Besuch in Smyrna. Ein großer Dampfer, vollgepfropft mit Soldaten und allerlei Gefindel, schmutzig, mit Bündeln und in Lumpen, fuhr langsam durchs Marmara-Meer bis Panderma. Dort ist offene Reede. Man mußte ausbooten, was mit heftigem Geschrei, unverschämten Forderungen und unbeschreiblicher Drängelei vor sich ging. Meine Reisegesellschaft waren zwei Offiziere, die im Bergbau tätig sein sollten. Einer war bereits verabschiedet und durfte daher seine Frau mitnehmen, eine kleine Sächsin aus Freiberg, die ihre erste große Reise machte und mit entsetzten Augen auf dies Getriebe sah. In Panderma stand für alle die Menschen ein kleiner Zug von drei Wagen. Ich fand eben noch ein Plätzchen, die anderen blieben zurück und übernachteten im Lazarett. Im überfüllten Zug ging's die Nacht und den Morgen hindurch in Gesellschaft zweier türkischer Ärzte und eines Mollah. Es war Ramasan, da durften die Moslemn von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht essen und trinken. Dafür hielten sie sich in der Nacht schadlos; alle Minarette waren erleuchtet und großer Trubel herrschte in den Ortschaften. Einer der Offiziere hätte schrecklich gerne einen Raki getrunken, hatte aber Angst vor dem Mollah. So oft der Zug auch hielt, es wurden keine Lebensmittel angeboten, so daß wir ziemlich hungern mußten. Die Bahn führt durch breite, fruchtbare Täler, die mit Obstbäumen, Mais und Reben bepflanzt waren. Inmitten all dieser Üppigkeit hatte es aber die Spekulation fertig gebracht, die Preise ins Unererschwingliche hinaufzutreiben.

Smyrna ist um das Ende einer breiten Bucht gelagert, sanft ansteigend, fast ganz von Griechen, Armeniern und Juden bewohnt. Engländer und Franzosen liefen ungestört herum. Die eingeborenen Damen, fußfrei bis zum Knie, aber unschön mit plumper Taille und plumpen Fesseln, alles überelegant und moschusduftend. Hinter dieser Scheinblüte verbarg sich das furchtbarste Elend. Brot kostete das Kilo 5, Milch 8, eine Gurke 1, eine Orange 4 Mark. Tabak existierte nicht im Handel. Zwar lag für viele Millionen in den Magazinen; der gehörte aber den

Amerikanern und wurde respektiert, da Amerika der Türkei keinen Krieg erklärt hatte. Ärzte und Behörden hatten schwere Stellung. Ein Kampf für Kinder bekam 200 Gramm Schwarzbrot täglich pro Kopf, sonst nichts. Mäfern, Fleckfieber, Ruhr — kein Arzt. Eine Waschanstalt gewährte ein Pfund Schwarzbrot täglich, dazu drängten sich die Arbeiter. Daneben hatte ein Türke gleichsam aus nichts eine Fabrik eingerichtet, in der er Wagen, Betten, Desinfektionsapparate, Hufeisen, Nägel und hundert andere unentbehrliche Dinge herstellte und sogar Autos reparierte. 1916 war eine schwere Cholera-Epidemie ausgebrochen. Der Wali wandte sich in seiner Not an die deutschen Ärzte, denen es gelang, ihrer bald Herr zu werden. Das verschaffte ihnen eine sehr angesehenen Stellung. Hier waren tätig Dr. Rodenwald, der bekannte Hygieniker, und Dr. Heinemann, ein Schüler Hildebrands aus Berlin. Seine Frau war Krankenschwester. Ein Archäologe machte sich um die Verwaltung verdient, ein Berggrat hatte eben eine Stunde vor der Stadt ein Kohlenlager entdeckt und die Ausbeutung in die Wege geleitet. Wunderliches Land: besaß alles und nutzte nichts aus.

Nun noch eine Überraschung. Ich wurde in das Haus eines arabischen Bankiers mit drei Töchtern eingeführt. Zwei spielten Klavier, eine Geige. Und was?: Bach, Beethoven, Brahms. Über dem Flügel hing ein großes Bild von Brahms, und sie waren sehr erfreut, als ich erzählte, daß ich ihn gekannt und unter ihm gespielt hatte. Sie waren in Paris von einem Österreicher ausgebildet und grundmusikalisch; wir musizierten eifrig zusammen den ganzen Nachmittag.

Am 29. Juni war ich wieder in Konstantinopel. Nun hätte ich gerne noch die Kriegsschauplätze in Mazedonien aufgesucht. Aber Schjerning ließ sagen, es sei da jetzt nichts Besonderes los; dazu kamen häusliche Sorgen, Krankheit der Frau, bevorstehender Wohnungswechsel, das Bedürfnis, das Gesehene zu verarbeiten, und schließlich auch der Wunsch nach etwas Ruhe. Mein Gewicht, vor dem Kriege 160, vor dieser Reise 145 Pfund, war auf 112 Pfund gesunken. Dabei war ich völlig frisch und ausdauernd. In all der Zeit hatte ich nur einmal kurze Darmstörungen, ich

habe sie nach meiner Methode mit völliger Nahrungsenthaltung außer rohen Gurken und Tomaten rasch beseitigt.

So entschloß ich mich zur Heimfahrt und gelangte ohne weitere Verlegenheiten am 5. Juli nach Berlin.

## R ü c k b l i c k

Ein Rückblick auf die Wahrnehmungen dieser Reise mag angebracht sein. Waren sie doch gewonnen in einem Abschnitt des Kriegstheaters, der großer Bedeutung nicht entbehrte. Ohne die türkische Verteidigung hätte Rußland die Dardanellen forciert und das vorgeschobene Ungarn wäre umklammert, der Weg nach Wien offen gewesen.

Zum mindesten fesselten die türkischen Kriegsschauplätze erhebliche Kräfte der Entente. Der englische Militärkritiker Repington gibt an:

Ende 1917 für Ägypten . . . . .	353000
" " " Mesopotamien . . . . .	419000
" " " Saloniki . . . . .	216000

Wenn dies schon Verpflegungszahlen und nicht Gefechtsstärken sind, so erweisen sie doch, welche Bedeutung die Entente den Kämpfen im Osten beilegen mußte.

Die europäischen Mächte sprachen seit hundert Jahren offen von der Aufteilung der Türkei. Der einzige Großstaat, der keine Gebietsteile beanspruchte, sondern Handelsbeziehungen, war Deutschland; an dieses schloß sich die Türkei um so lieber an, als Deutsche Bank und Anatolische Bahn die Hilfsmittel des Landes bereicherten. Unter Abdul Hamid waren die Mißstände aufs äußerste gestiegen, Günstlinge vergeudeten die öffentlichen Mittel, Beamte und Offiziere erhielten die Löhnungen gar nicht oder erst nach Monaten mit Abzügen. Zum Rekruten wurde ausgehoben, wer sich nicht freikaufen konnte; die Dienstzeit dauerte 7 bis 8 Jahre, Löhnung und Bekleidung wurden nicht geliefert, Verpflegung war knapp. Die Offiziere waren aus der Truppe aufgestiegen und sehr ungebildet,